

Dossier
Schreibwettbewerb des Kollegiums Spiritus Sanctus
2013/ 2014

Der Wettbewerb

Schön siider da.

Eigentlich hasse ich Wettkämpfe. Wettbewerbe. Wettrennen. Dieses ‚Ellbögeln‘, dieser Druck, diese ewigen Vergleiche.

Meine Hände werden schweissnass wenn ich mich in die Primarschulzeit zurückversetze. Da kommt mir das obligate Schülerrennen am Ende der Skiwoche in den Sinn. Immer habe ich vor Nervosität den Startschuss verpasst. Mir drohte fast jedes Jahr der ‚Cervelatskranz‘.

Oder Spielabende. Ich hasse Spielabende. Warum? Ich werde allzu schnell eingeschüchtert vom Eifer meiner höchst ambitionierten Mit-oder Gegenspieler. Nach meinem ersten missglückten Zug und den vorwurfsvoll- enttäuschten Blicken meines Teams strengt mich nicht mehr an. Ich kann mich nicht länger anstrengen! Ich bin des allzu vielen Eifers überdrüssig.

Warum engagiere ich mich dann für einen Wettbewerb? Den Schreibwettbewerb!

Das ist paradox, mögen Sie denken, Liebe Preisträgerinnen und Preisträger, Liebe Sponsoren, Liebe Schülerinnen und Schüler, liebe Lehrerinnen und Lehrer, Liebe Freunde des Schreibwettbewerbs.

Doch ein Widerspruch ist es nicht.
Der Schreibwettbewerb ist anders. Er ist kein Wettstreit.

Der Gegner fehlt. Man kämpft nicht gegeneinander, schreibt nicht gegeneinander an. Man wird nicht durch feindliche Blicke verunsichert oder gar aus dem Konzept gebracht.

Es besteht kein Zeitdruck. Es gibt keinen Startschuss. Man ist nicht auf der Hut. Jeder und Jede haben die Zeit den richtigen Augenblick zu finden und die richtigen Worte.

Und meist wird man sowieso gefunden. Vom Text. Da nützt das beste Timing nichts, er holt uns ein. Plötzlich ist da eine Idee, ein Satz, oder gar nur ein Wort- irgendwas woran wir festhalten können. Woran wir weiterarbeiten...

Wir feilen. Wägen Worte ab. Und dabei entsteht ein Text.

Und alle unsere Texte haben mit uns zu tun, mit dem was wir denken, erleben, mögen oder uns wünschen. Sind also persönlich. Sehr sogar. Eigen und einzigartig.

Danke, dass ihr liebe Preisträgerinnen und Preisträger und alle, die mitgemacht haben eure Texte mit uns geteilt habt.

Die Jury hat gelesen und nochmals gelesen und manchmal nochmals gelesen, eure Texte und hat debattiert. Und manche haben wir ausgezeichnet und andere nicht. Darüber zu entscheiden ist nicht einfach, glaubt mir.

Doch falls du nun keinen Preis gewonnen hast und in diesen Reihen sitzt, lass dich nicht von unserer Entscheidung entmutigen. Mach weiter.
Und falls du schreibst und nichts eingereicht hast. Warum eigentlich nicht?

Und liebe Preisträgerinnen und Preisträger, eure Arbeit wurde belohnt, ihr habt uns überzeugt!

Durch euren Mut, euer Talent und euren Einsatz.
Dranbleiben. Wir freuen uns über Zugaben im nächsten Jahr.

Sabrina Zimmermann

Klassement des Schreibwettbewerbs 2013/2014

Kategorie A (1. Klassen)

1. Darline Vainer (1A) „Winternacht“
2. Caroline Bilgischer (1A) „Das kleine Weihnachtswunder“

Kategorie B (2. & 3. Klassen)

1. Simon Gerber (2 SD) „Berlin“
2. Michael Imhof (2D) „Das Erbe der Pharaonen“
3. Sofia Kwiecien (2B) „Das Lied der Vergessenden“

Kategorie C (4. & 5. Klassen)

1. Désirée Varonier (4E) „Für Elise“
2. Alexandra Lengen (4E) „Schattenspiel“
3. Sarah Jungius (4B) „Das rote Fotoalbum“

Jury des Schreibwettbewerbs 2013/2014

Jurypräsidentin:

Sabrina Zimmermann
Studentin
Niederdorfstrasse 3
8001 Zürich

+41 79 233 28 58
sabrina.z@gmx.ch

Valentin Abgottspon
OS-Lehrer
Zur Kirche
3933 Staldenried

+41 78 671 08 03
valentin.abgottspon@gmail.com

Petra Fankhauser
Zeichen- und Werklehrerin HFG
St. Martinstrasse 3
3930 Visp

+41 79 291 23 80
petra.fankhauser@spiritus.ch

lic. phil. Mathias Gsponer
Journalist
Oberer Saltinadamm 64
3900 Brig

+41 78 835 27 06
gsponer.mathias@gmx.ch

Dr. med. Stephan König
Kinderarzt und Lyriker
Sandmattenstrasse 1
3900 Brig

+41 79 220 29 09
st.koenig@gmx.ch

Petra Schoepfer
Gymnasiallehrerin
Kastel 10
3900 Brig

+41 79 238 55 76
petra.schoepfer@spiritus.ch

Anna Schmidhalter
Studentin
Azurstrasse 10
8013 Zürich

+41 79 368 55 45
anna_schmidhalter@hotmail.com

Die Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2013/2014

Kulturfunken, Kanton Wallis

Kulturkommission der Stadtgemeinde Brig-Glis

Kulturkommission der Gemeinde Naters

Kulturkommission der Gemeinde Visp

Rottenbund

Walliser Kantonalbank

Von Graffenried AG Privatbank

Die Texte der Preisträgerinnen und Preisträger erscheinen in diesem Dossier so, wie sie von denselben eingereicht wurden. Es wurden keinerlei Korrekturen angebracht.

1. Preis der Kategorie A

(1. Klassen)

Darline Vainer (1A)

für

„Winternacht“

Kategorie A

1. Rang

Darline Vainer (1A) „Winternacht“

Der Titel „Winternacht“, der alles mögliche antönt, aber nicht prophezeit in welcher Tragik der Beitrag von Darline Vainer gipfeln wird, sorgt von Beginn weg für Spannung. Geheimnisvoll bleibt die Schilderung aus der Perspektive eines Vierjährigen, den es eines Nachts aus dem Bett treibt, ungeahnt dessen was auf ihn zukommen wird... Der Text ist so geschickt komponiert, dass der Leser schnell in die Geschichte hineingezogen wird. Die Konstruktion und Zeichnung der literarischen Figuren bleibt oberflächlich was aber sehr gut zur Funktion des Textes passt. Der ausgezeichnete Schluss, bei dem sich die kontinuierlich aufgebaute Stimmung auf einmal entlädt, geht durch Mark und Bein.

Winternacht

Ich kann mich noch an sämtliche Details erinnern. An jedes noch so kleine Geräusch, an jenen eiskalten Schauer und an das, was ich mit angesehen hatte. Ich konnte mich nach 23 sehr langen Jahren immer noch an alles erinnern.

Damals war ich vier Jahre alt und ein Knirps, der noch nicht viel von der Welt gesehen hatte, geschweige denn sehen wollte. Es war die Nacht vom 3. Dezember, in der ich von einer Sekunde auf die andere erwachte. Es war stockfinster. Noch nicht einmal meine Hand, welche ich vor mein Gesicht hielt, konnte ich sehen. Mit bedachten Schritten taps-te ich zu meiner Tür, öffnete sie so leise es ging und spähte in den dunklen Flur hinaus. Alles ruhig. Bis heute weiß ich nicht, wieso es mich nach draußen trieb. Wieso ich nicht einfach im Bett bleiben konnte, wo ich vielleicht seelenruhig weiter geschlafen hätte. Aber meine kleinen Füße trugen mich aus dem Haus. Ich stellte mich auf meine Zehen-spitzen, um die Türklinke der Haustür zu betätigen und zu öffnen. Ein eisiger Wind wehte mir entgegen und ich kniff die Augen etwas zusammen. Dicke Schneeflocken fielen vom Himmel und der bereits dort liegende Schnee glitzerte leicht vom Mondlicht. Man konnte einige Umrisse erkennen, sowie von Bäumen, unserem Zaun, anderen Häusern und die eines Mannes.

Lautlos und kurz zog ich die frostige Luft ein, als ich diesen Mann sah. Er stand reglos da. Sein Kopf lag im Nacken und es sah so aus als starrte er in den Himmel. Ich trat ein paar kleine Schritte hinaus, um nach etwas zu suchen, was der Mann wohl ansehen könnte. Der Blick nach oben war so hypnotisierend - diese weißen Flocken, wie sie auf diesem schwarzen Untergrund tanzten und umher wirbelten. Aber etwas anderes als das konnte ich beim besten Willen nicht erblicken. So schaute ich wieder zu dem seltsamen Mann hinüber, welcher sich anscheinend keinen Millimeter bewegt hatte, da er immer noch in den Himmel starrte. Ich fragte mich, ob er schlief.

Erst da fiel mir auf, dass er nur eine Hose trug. Sein Oberkörper war nackt und er hatte noch nicht einmal Schuhe an. Sein Atem bildete Wolken in der Dunkelheit. Ich bewegte mich nicht, wagte kaum zu atmen, denn ich war von diesem Bild so gebannt und ich wusste nicht was passieren würde, wenn ich auch nur einen Laut von mir gäbe. Da bemerkte ich die Kälte, welche langsam an meinen nackten Füßen hinaufkroch. Sie krabbelte durch meinen Schlafanzug. Plötzlich stieß der Mann einen furchtbaren Schrei aus, der mich so erschrak, dass ich für einen Moment aufhörte zu atmen. Er hörte nicht auf zu schreien, die verkrampften Hände versuchte er an seinen Kopf zu ziehen, brach dann aber im Schnee zusammen und fiel auf die Knie. Dann war alles still. Es war so still, dass ich glaubte, jede einzelne Schneeflocke zu hören, die in den Schnee fiel. Seine Hand wanderte zu seinem Rücken, wo er etwas aus dem Hosensbund zog. Es glänzte metallisch und blitzte leicht im Licht des Mondes auf. Hinter mir ertönten Schritte und das Licht wurde angemacht.

Mein Herz begann zu rasen, denn genau in diesem Moment drehte der Mann seinen Kopf zu mir. Seine Augen waren voller Trauer, doch er lächelte, breit und grauenvoll. Dann gab es einen Schuss und Blut spritzte in den Schnee. Er sank zu Boden und neben seinem Kopf bildete sich eine große rote Pfütze. Jemand stand nun neben mir, doch ich konnte die Augen nicht von dem Mann lassen. Im nächsten Augenblick hielten mir zwei bekannte Hände die Augen zu und schoben mich zurück ins Haus. Es war meine Mutter, die hinausstürmte und hinter sich schrie, ich solle die Tür sofort zu machen! Zögerlich gehorchte ich ihr. Wartete jedoch vor der Tür und versuchte zu verstehen, was gerade passiert war.

Ich wurde ins Bett gebracht, nachdem meine Mutter wieder ins Haus kam. Sie rief die Polizei und ich hörte draußen die Sirenen. Die ganze Nacht bekam ich kein Auge zu.

Sobald die Sonne aufging, stand ich auf. Bleich und über einen Tee gebeugt fand ich meine Mutter in der Küche. Sie hatte Augenringe. Wahrscheinlich war sie auch die Nacht aufgeblieben. Ohne ein Wort zu sagen, setzte ich mich zu ihr. Eine ganze Weile saßen wir so da. Schweigend. Irgendwann schaffte ich es etwas zu sagen: „Mama?“, fragte ich leise. Sie schaute auf. Noch nie hatte ich das Gefühl, dass meine Mutter alt war, doch in diesem Moment sah man ihre Falten so stark, die Augenringe waren tief, die Lippen aufgesprungen und ihre Haare zerzaust. Meine Mutter stand auf und wollte ihre Tasse wegräumen. Als ich fragte: „Wo ist Papa?“, zerschellte die Tasse mit einem lauten Knall am Boden.

Das wusste ich noch.

2. Preis der Kategorie A

(1. Klassen)

Caroline Bilgischer (1A)

für

„Das kleine Weihnachtswunder“

Kategorie A

2. Rang

Caroline Bilgischer (1A) „Das kleine Weihnachtswunder“

Der fröhlich-lockere Ton von *Das kleine Weihnachtswunder* macht es uns leicht diesen Text zu mögen. Die etwas schräge Geschichte zeugt von einer gewissen Originalität und hat ihren eigenen Charme. So kreierte Caroline Bilgischer ein sehr cooles Bild: die in der Sanduhr gefangene Mutter, der der Sand bis zum Halse läuft. Fühlen wir uns nicht alle so, manchmal? Caroline hat einen erfrischenden Text geschrieben.

Das kleine Weihnachtswunder

Es schneit und will einfach nicht aufhören. Ich starre aus dem Fenster. Im Schein der Strassenlampen sehe ich tausende von Flocken die auf die Erde purzeln. Sie bedecken die Landschaft wie Puderzucker. In einer Woche ist schon wieder Weihnachten. Für mich ist Weihnachten etwas Furchtbares! Seit mein Vater ausgezogen ist und meine Mutter nur noch eine Tiefkühlpizza zum Nachtessen in den Backofen schiebt, ist es noch viel schlimmer geworden. Weihnachten ist für mich eine Erfindung der Menschen, damit sie noch einen anderen Tag haben, ausser dem Geburtstag, um andere reich zu beschenken und natürlich um selbst nicht leer auszugehen. Ich stehe auf und gehe runter in die Küche. Ich öffne den Kühlschrank und nehme ein Glas Milch. Mit dem setze ich mich unter den Weihnachtsbaum und genau in diesem Moment sehe ich etwas Grünes an mir vorbei huschen. Zuerst denke ich, dass ich träume. Aber da ist es schon wieder und dieses Mal bleibt es wie angewurzelt vor mir stehen. Ich mustere das grüne Wesen ganz genau. Es hat eine längere Nase in der Form eines Stocks und grosse grüne Ohren wie Mickey Mouse. Es trägt einen dicken Pullover und eine Jeans. Die Kleidung ist so klein geschneidert, da hätte ich nicht als Baby hineingepasst. Das grüne Lebewesen ist nicht mal halb so gross und ich bin mit meinen 1.50 m nicht wirklich ein Riese. Ich flüstere, dass ich meine Mutter nicht aufwecke: „Wer bist du?“ Das grüne Wesen starrt mich mit riesigen Augen an. Dann sagt es: „Ich bin das Weihnachtswunder Biggie und wer bist du?“ – „Ich... äh ich bin Jonas.“ Irgendwie fasziniert mich Biggie ohne zu wissen warum. „Schnell wir haben nicht viel Zeit!“, sagt sie. „Was? Ich verstehe nicht.“ Aber ehe sie oder ich noch etwas sagen können, verschwinden wir in einer schneeweissen Wolke und dann wird es mir schwarz vor Augen.

Als ich wieder aufwache, sehe ich neben mir eine riesige Sanduhr. Aber nicht irgendeine Sanduhr. Der Sand rinnt erstaunlich schnell und ich muss mir die Augen zwei Mal reiben um sicher zu gehen, dass ich nichts Falsches sehe. In der Sanduhr sitzt meine Mutter. „Warum ist sie in der Sanduhr?“, frage ich Biggie. „Sie ist gefangen in der Zeit.“- „Ich verstehe nicht. Wenn wir sie nicht da raus holen, wird sie im Sand untergehen. Weshalb ist sie gefangen.“- „Sie schätzt Weihnachten nicht. Weihnachten ist nicht nur ein Fest, an dem man sich beschenkt.“ Ich verstand immer noch nicht worauf Biggie hinaus wollte. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben so richtig Angst. „Kann ich ihr denn irgendwie helfen?“ – „Es gibt nur eine Möglichkeit: Du musst herausfinden, was Weihnachten für ein Fest ist. Ich nehme dich dafür auf eine kleine Reise mit.“ Schon umhüllt uns eine grosse Wolke. Ich trage auf einmal uralte Klamotten. „Wo sind wir?“- „Wir sind im Jahre 1912 und das da ist deine Urgrossmutter.“ Sie zeigt auf eine junge, blonde und ziemlich hübsche Frau. Meine Mutter hat mir nie von ihr erzählt. Sie hielt ein schön eingepacktes Geschenk in der Hand und übergab dies einem grossen Mann. Der Mann öffnete das Päckchen und zum Vorschein kamen ein Paar selbst gestrickte Socken. Der Mann freute sich riesig. Wie kann man sich über so ein Geschenk nur freuen? „War meine Urgrossmutter arm?“- „Nein! Im Gegenteil. Sie gehörte damals zu den Reicheren. Warum fragst du?“- „Ja wenn sie genug Geld hatte, warum hat sie ihm dann kein I-Phone oder sonst etwas gekauft?“ Biggie fing an zu lachen. „Warum lachst du?“- „So haben sie damals Weihnachten gefeiert. Denkst du etwa damals gab es I-Phones?“- „Nein?!“ „Sicher nicht. Und trotzdem waren sie glücklich und konnten Weihnachten ganz gemütlich feiern. Weil sie nicht noch im letzten Moment ein Geschenk kaufen mussten, oder sich über das Neuste auf Facebook informierten und noch schnell der ganzen Welt frohe Weihnachten wünschten.“ Jetzt tanzten alle und drei spielten schöne Weihnachtsmusik dazu. „Wer ist dieser grosse Mann neben meiner Urgrossmutter?“- „Das ist der Mann deiner Urgross-

mutter.“ Sie sehen so glücklich aus. So jung und verliebt. „Wir müssen weiter“, sagt Biggie. Schon werden wir wieder von einer Wolke umhüllt und fliegen los in ein weiteres unbekanntes Abenteuer. Als ich die Augen wieder aufmache, sitze ich in einem gemütlichen Wohnzimmer. Neben mir sitzen zwei Kinder. Ein Junge und ein Mädchen. „Wer sind diese Kinder?“- „Das sind deine. Wir sind im Jahre 2036.“ Gegenüber mir sitzt eine hübsche Frau und da ich nun weiss, dass die beiden Kinder neben mir meine sind, nehme ich an, dass sie meine Ehefrau ist. Aber im Gegensatz zu meiner Urgrossmutter sieht unsere Ehe so farblos aus. Die Kinder, welche sicher erst 9 Jahre alt sind, halten beide ein I-Pad in der Hand und chatten mit Freunden über Facebook. Die Ehefrau steht auf und holt die Tiefkühlpizza aus dem Ofen. „Das ist ja furchtbar! Die sind ja alle mit sich selbst beschäftigt.“- „Ja mein lieber Jonas, so wird deine Weihnachtsfeier in ein paar Jahren aussehen.“- „Ich sinke schweigend auf den Boden, schockiert von dem, was ich gesehen habe. „Und wie geht es meiner Mutter?“ Biggie zeigt mir eine Kugel. Da erscheint das Bild der Sanduhr. Der Sand steht meiner Mutter bis zum Hals und ich weiss, dass sie nicht mehr lange leben wird, wenn mir nicht bald etwas einfallen wird. Ich weiss zum ersten Mal in meinem Leben nicht mehr weiter. Ich liebe meine Mutter und auch wenn ich und meine Mutter so unsere gewissen Probleme haben, kann ich mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen. Wir müssen einander mehr Sorge tragen und mehr füreinander da sein. Wir sollten Weihnachten als ein Fest der Liebe feiern. Dass wir einander haben und nicht alleine sind, wenn es uns schlecht geht und wir mal nicht wissen wie es weitergehen soll. Da passiert etwas Merkwürdiges. Es wird pechschwarz um mich und das Letzte was mir durch den Kopf schiesst ist: Die Zeit ist abgelaufen.

Als ich aufwache liege ich vor dem Weihnachtsbaum. Ich höre wie eine Tür aufgeht und kurze Zeit später steht meine Mutter vor mir und lächelt mich an. Ich steh auf, lauf rüber und nehme sie fest in meine Arme. „Komm lass uns etwas für heute Abend kochen.“ Hat meine Mutter das jetzt gerade ernst gemeint? Es ist auf jeden Fall das schönste Weihnachtsfest, das ich bis anhin erleben durfte. Da liegt ein kleines Päckchen vor dem Weihnachtsbaum. An der Schleife hängt ein kleiner Zettel auf dem steht: Vergiss nie: Weihnachten ist das Fest der Liebe. Deine Biggie

1. Preis der Kategorie B

(2. & 3. Klassen)

Simon Gerber (2SD)

für

„Berlin“

Kategorie B

1. Rang

Simon Gerber (2SD) „Berlin“

Simon Gerbers *Berlin* besteht aus zwei Absätzen. Kreuzberg und Wedding. Eine Momentaufnahme zweier U-Bahn-Stationen der berühmt-berüchtigten deutschen Hauptstadt morgens um Drei. Simon hat es geschafft durch pointierte Beschreibungen aus der Perspektive einer übernachteten jungen Frau, die verruchte Atmosphäre zweier Orte zu evozieren. Der unaufgeregte Ton des Textes, der frei von Effekthascherei daherkommt ist sehr beeindruckend. Zusammen mit der schlichten aber überzeugenden Form trägt er viel zur Darstellung der spröden Stimmung bei und bildet ein stimmiges Ganzes.

Berlin

Eine U-Bahn Station in Berlin. Sie ist heruntergekommen, befindet sich irgendwo in Kreuzberg. Rechts von mir sitzt ein Mann. Sein Kopf liegt auf seiner Brust. Ich glaube, er schläft. Die Bierflasche fällt ihm aus der Hand. Langsam breitet sich der Inhalt über den Asphalt aus. Ich schaue fasziniert in die wachsende Pfütze. Darin spiegelt sich mein Gesicht. Ich versuche zu lächeln. Es gelingt mir nicht richtig. Eine Haarsträhne rutscht mir vor die Augen. Ich streiche sie hinters Ohr und schaue wieder gerade aus. Die Werbeplakate für den neusten James Bond Film stechen mir ins Auge. Sie ziehen sich über die ganze entgegenliegende Wand. Ich schaue auf die Uhr. Halb drei. Wenn ich zuhause ankomme wird mein Vater zur Arbeit gehen. Es ist mir egal was meine Familie von mir denkt. Die kümmern sich nicht um mich. Fünf Minuten später rauscht die U-Bahn heran. Ich betrete den nächsten Wagon und setze mich in eine Ecke. Im letzten Moment kommt der Mann in den Wagen getorkelt. Er beachtet mich nicht. Ich beobachte, wie er sich auf einer Bank niederlässt und sofort einschläft. Sein Kopf schaukelt hin und her, der Gestank nach Bier und Schweiss steigt mir in die Nase. Und dann fängt er auch noch an zu schnarchen. Die Situation ist so komisch, dass ich grinsen muss.

Als ich aus der U-Bahn steige zeigt die Uhr zehn vor drei an. Ein unangenehmer Luftzug lässt mich frösteln. Meine dünne Lederjacke spendet mir keine Wärme. Der Wedding ist noch schlimmer als die Station in Kreuzberg. Hier stehen Drogendealer in den Ecken, heruntergekommene Menschen liegen herum und versuchen ihre Probleme im Drogenrausch zu vergessen. Man muss einfach an ihnen vorbeigehen, sie nicht beachten. Ich laufe schnell zur Treppe und steige an die Oberfläche. Ein kalter Wind weht durch das bewölkte Berlin. Die Nacht ist schon weit fortgeschritten, doch der Türke hat noch geöffnet, es stehen noch die Frauen an der Strasse und warten auf Kundschaft. Es ist ein schreckliches Bild, kein Ort um als junges Mädchen aufzuwachsen. Ich schaue weg und folge der Seestrasse. Berlin ist hässlich. Berlin ist grau. Und wer sich nicht dagegen wehrt, wird von dem Strom mitgerissen. Ich stehe endlich vor meinem Haus. Im Schlafzimmer meiner Eltern brennt Licht. Mein Vater wird schon wach sein. Ich sehe mich noch ein mal um, dann gehe ich hinein.

2. Preis der Kategorie B

(2. & 3. Klassen)

Michael Imhof (2D)

für

„Das Erbe der Pharaonen“

Kategorie B

2. Rang

Michael Imhof (2D) „Das Erbe der Pharaonen“

Das Erbe der Pharaonen reiht sich in die Tradition von abenteuerlichen Kurzgeschichten ein. Der Text lebt von seiner virtuoson Sprache und besticht durch das ausgefeilte sprachliche Handwerk des Verfassers. Michael Imhof gibt mit viel Einsatz eine Abenteuergeschichte zum Besten, deren exzentrische Hauptfigur, eine Symbiose von Indiana Jones und Sherlock Holmes, dabei vor unserem inneren Auge lebendig wird.

Das Erbe der Pharaonen

London, 4. April 1998, im Stadtteil South Kensington. Emmet Blake schob seine erloschene Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen, während er seine kreuz und quer über den Küchentisch ausgebreiteten Aufzeichnungen durchwühlte. In den letzten Jahren, ausgefüllt mit Reisen, Vorlesungen und Forschung hatte sich einiges an Dokumenten, Notizen und Fotos angesammelt, die nun endlich einmal sortiert werden wollten.

Er kämpfte sich gerade durch einen besonders widerspenstigen Berg zerknitterter Notizzettel, als er von draussen das vertraute Geräusch von Schritten vernahm, die die Treppe zum zweiten Stock des Wohnblocks hinaufeilten.

Mein Sohn, dachte Emmett mit einem amüsierten Lächeln, *Kaum zu glauben, dass er vor einigen Tagen schon sechzehn geworden ist, wo es mir doch vorkommt, als sei er erst gestern zum ersten Mal in die Schule gegangen!* Resigniert ob des gewaltigen Chaos vor sich warf er die Zettel wieder durcheinander und stand auf, als ihn ein jäher Stich in den Rücken fuhr. „Autsch!“ *Und auch ich bin wohl etwas in die Jahre gekommen!*, ergänzte er bitter.

„Hi, Dad!“, rief Barry seinem Vater aus der Garderobe entgegen, während er Blazer und Krawatte seiner Schuluniform auszog.

„Hallo! Alles in Ordnung, mein Junge?“, fragte Emmett leutselig, während er die Asche aus seiner Pfeife in den Aschenbecher auf der Auslage klopfte und einsteckte.

„Mmh! Hector kommt gleich vorbei, wisst ja, wir haben morgen diesen Physik-Test!“, antwortete Barry und deponierte seine Schultasche schwungvoll auf dem freien Stuhl an der Wand.

„Ah ja. Warte schnell, ich räume nur noch gerade mein Gerümpel vom Tisch, dann könnt ihr euch fürs Lernen dort einrichten.“ Emmett trat an den Tisch, nahm einige der bereits gestapelten Dokumente und legte sie auf die Ablage, als ein zweites Mal Schritte auf der Treppe erklangen. Barry eilte zur Tür und liess seinen Freund herein.

„Guten Tag, Mr Blake“, begrüßte Hector Emmett höflich, während er seine Jacke über einen Kleiderbügel hängte. Hector Hawkins bildete äusserlich einen krassen Gegensatz zu Barry. Während dieser mit seinen dunkelbraunen Haaren und den bernsteinfarbenen Augen schon fast südländisch aussah, waren Hectors ungekämmte Haare strohblond und seine Augen leuchteten hinter den rechteckigen Brillengläsern wasserblau.

„N Abend, Hector“, grüsste Emmett freundlich zurück. „Wie geht’s deiner Mutter?“

„Gut, danke der Nachfrage“, antwortete Hector und wechselte einen amüsierten Blick mit Barry. Beide wussten, dass Barrys Vater eine leichte Schwäche für die geschiedene Miss Hawkins hatte. „Sie muss heute etwas länger arbeiten als sonst, sie wird wohl erst um halb neun zu Hause sein.“

„Na wenn das so ist, dann wirst du doch bestimmt bei uns zu Abend essen, oder?“

„Oh! Ja, gern. Danke, Mr Blake.“

„Gut, ich räume noch schnell mein Zeug weg, dann könnt ihr euch ans Lernen machen, ihr zwei!“

Während Emmett seine Notizen vom Tisch fegte, blickte Hector neugierig auf die auf dem Tisch verstreuten Zettel und pickte dann ein verblasstes Foto heraus, auf dem ein jüngerer Emmett und ein dunkelhäutiger Mann im Burnus zu sehen waren. Im Hintergrund konnte man die Spitzen der Pyramiden von Gizeh erkennen. „Wer ist das?“, fragte er und zeigte auf den Mann neben Barrys Vater, während dieser an ihn herantrat und sich das Bild ansah.

„Das, mein junger Freund, ist Abdul ibn Omar, ein treuer Freund und Forscherkollege meiner Wenigkeit“, erklärte er. „Wir hatten das Vergnügen einer äusserst erfolgreichen und anregenden Zusammenarbeit in Ägypten. Wenn ihr wollt, erzähle ich euch beiden,

was wir in Gizeh alles erlebt haben – aber erst wird gelernt!“, mahnte er und schnappte den letzten Stapel Papiere vom Tisch, um damit in sein Büro zu verschwinden.

Knapp eineinhalb Stunden später hatten Barry und Hector ihre Arbeit beendet und steckten ihre Hefte zurück in die Schultaschen.

„Verstehst du jetzt alles?“, fragte Hector noch einmal schnippisch.

„Ja, schon gut, du Genie, bin ja nicht blöd!“, murrte Barry und versetzte Hector einen freundschaftlichen Schlag.

Hector nahm die Brille ab und begann, sie mit dem Zipfel seines Hemds zu säubern, als sich die Tür von Emmetts Büro wieder öffnete und dieser den Kopf hervorstreckte: „Ah, ihr seid wohl auch gerade fertig geworden? Trifft sich gut!“

„Auch?“, fragte Barry mit gespielter Erstaunen, „Du hast jetzt aber nicht im Ernst den *ganzen* Papierkram in Ordnung gebracht?“

„Nö!“, antwortete Emmett und grinste zurück, „Aber ich habe ja auch keinen Termin einzuhalten.“ Er schlenderte zu den beiden an den Tisch, setzte sich, nahm seine Pfeife aus der Tasche und begann gemütlich, sie zu stopfen. Erst als er sie angezündet hatte und die ersten Rauchwolken aus ihr herausquollen, sprach er: „Ich möchte euch vor dem Essen gerne noch von meiner Forschungsreise nach Ägypten, genauer gesagt, zu den Pyramiden von Gizeh erzählen, die ich vor bald zehn Jahren unternommen habe. Gibt es dazu irgendwelche Einwände?“, fragte er und schaute herausfordernd in die Runde, während er einen tiefen Zug aus der Pfeife nahm.

„Wie denn?“, murmelte Barry und verdrehte spielerisch die Augen, „Das hast du mir ja auch *erst* ein halbes Dutzend Mal erzählt!“

„Also ich würde gerne wissen, was Sie auf Ihren Reisen so erleben“, antwortete Hector interessiert.

„Ausgezeichnet! Nun denn, das war so...“

„Im Sommer des Jahres 1988 bekam ich den langersehnten Bescheid, dass mein Antrag auf Erforschung der berühmten Nekropole von Gizeh akzeptiert wurde. Ich hatte damals zusammen mit einigen meiner Mitprofessoren Kontakt zu den ägyptischen Behörden sowie einigen führenden Ägyptologen aufgenommen. Wie ihr bestimmt wisst, sind die Vorschriften betreffend Ausgrabungen dort unten sehr streng, vor allem gewisser schlechter Erfahrungen in der Vergangenheit wegen.

Ich jedenfalls war zu der Zeit gerade bei einem alten Freund auf Malta zu Gast, als ich die Nachricht erhielt, ich solle nach Kairo gehen und mich dort mit einem gewissen Omar treffen, also packte ich meine Sachen zusammen – meine Forscherausrüstung trage ich ohnehin immer bei mir – und stieg in Valletta ins nächste Flugzeug nach Kairo.“

„Sie sind einfach so aufgebrochen?!“, fragte Hector fassungslos.

„Hab ich doch gerade gesagt“, erwiderte Emmett, „So eine einmalige Chance lässt man nicht warten!“

„Dad würde eher im Morgenmantel zum Nordpol reisen, als sich so etwas durch die Lappen gehen zu lassen“, warf Barry spöttisch ein.

Emmett ignorierte den Kommentar seines Sohnes und fuhr fort: „In Kairo angekommen, war ich am Anfang ziemlich verloren, denn ich sprach zu der Zeit noch kein Bisschen Arabisch, und die Leute konnten oder wollten offenbar kein Englisch sprechen. Aber glücklicherweise entdeckte ich bald in der Nähe des Ausgangs einen jungen Mann, der ein Pappschild mit der Aufschrift „Bleik“ hochhielt. Ich ging zu ihm und sprach ihn an, und er führte mich nach draussen, wo in einem Jeep bereits Abdul ibn Omar auf mich wartete. Ich stieg ein und wir fuhren zusammen auf der überfüllten Strasse Richtung Gizeh. Während der Fahrt erzählte er mir alles, was ich wissen musste, und noch einiges

mehr: Abdul, das war mir schnell klar, war ein gebildeter, weitgereister Mann. Er interessierte sich seit seiner Kindheit für die Geschichte seines Landes und war schon in unzähligen fremden Staaten gewesen. Er war weltoffen und humorvoll, ich muss sagen, wir haben uns von Anfang an gut verstanden.“

„Ist ja auch kein Wunder, wenn er der einzige weit und breit war, den du verstanden hast!“

Emmett nahm die Pfeife aus dem Mund und blickte seinen Sohn leicht verärgert an. „Du darfst die Geschichte auch gerne selbst erzählen!“, sagte er bissig, woraufhin Barry mit den Schultern zuckte und zu verstehen gab, dass er von nun an schweigen würde.

„Also, wo war ich?“, fuhr sein Vater fort, „Ah ja! Als wir endlich in Gizeh ankamen, aus dem Backofen-Jeep ausstiegen und in die glühende Sonne traten – ich gehe nie wieder im Sommer nach Ägypten! – führte mich Omar in ein grosses Zelt in der Nähe der Sphinx, wo sich bereits alle seine Helfer versammelt hatten.“

Wir berieten uns kurz und fuhren dann wieder los. Das Team hatte in einiger Entfernung von der Nekropole eine vielversprechende Ausgrabungsstätte. Wir machten uns an die Arbeit, schaufelten, pickelten und pinselten den ganzen Tag – verdammt war das anstrengend bei der Hitze – bis wir gegen Abend auf die niedrigen Überreste einer quadratischen Mauer stiessen. Als wir das Ding freigelegt hatten, liess sich vermuten, dass wir eine kleine Behausung entdeckt hatten.

Die Nacht brach herein und es kühlte beträchtlich ab, also unterbrachen wir die Arbeit und marschierten zurück zu unserem Lager. Im Zelt zeichneten wir die Position der Hütte auf der Karte ein und verglichen sie mit anderen Fundstätten. Anhand dessen kamen wir zum Schluss, dass es sich um eine Baracke für Arbeiter gehandelt hatte, welche dort, fern von den Pyramiden in einem Steinbruch, fleissig Baumaterial zurechtgehauen hatten. Begierig, am nächsten Tag eine ganze Arbeitersiedlung ausgraben zu können, legten wir uns schlafen, während in der Nähe die Sphinx über uns wachte.“

Emmett unterbrach sich kurz und nahm einen tiefen Zug aus seiner Pfeife, bevor er fortfuhr: „Aber als wir am nächsten Morgen in aller Frühe wieder bei unserer Fundstätte eintrafen, trauten wir unseren Augen kaum: Eine Gruppe Männer – allesamt Einheimische – war dabei, die von uns entdeckten Mauern wieder zu vergraben. Ebenso verärgert wie ich, stapfte Abdul auf sie zu und stellte den Erstbesten, der sich zugleich als der Chef herausstellte, zur Rede. Sie hatten einen kurzen, aber heftigen Wortwechsel auf Arabisch, dann hielt ihm der andere einen Zettel hin, und Omar machte kehrt und kam wütend mit den Armen fuchtelnd zu uns zurück.“

„Was ist los?“, fragte ich.

„Er sagt, die Behörden haben ihm eine Genehmigung erteilt, hier zu graben, und er dürfe machen, was er will, aber ich glaube ihm kein Wort, diesem Hundesohn!“, antwortete er aufgeregt. „Er hat mir seine Genehmigung gezeigt, aber ich bezweifle, dass sie echt ist.“

„Dann holen wir die Polizei“, schlug ich vor.

„Ha! Die Polizei!“, lachte er. „Wer jemanden bestechen kann, um ihm eine Genehmigung zu fälschen, der braucht hier keine Angst vor Polizisten zu haben!“

Ich muss zugeben, daran hatte ich nicht gedacht. Die Arbeiter hatten nun das Loch wieder zu gebuddelt und man konnte nichts mehr von einer Mauer entdecken. Ich fragte mich insgeheim, ob dieser Wisch wohl eine *Aus-* oder *Vergrabungsgenehmigung* sei, als der Anführer in gebrochenem Englisch hinüberschrie: „Und haltet euch von meine Landt fern!“ Er ging mit seinen Helfern davon, stieg in einen Jeep und brauste davon. Zwei der weiss gekleideten waren jedoch zurückgeblieben und schienen nun mit geschulterten Schaufeln auf dem Grundstück zu patrouillieren.“

„Wer zum Teufel klaut ein Stück Wüste und bewacht es dann?“, fragte Hector erstaunt.

„Tja, genau das haben wir uns auch gefragt!“, antwortete Emmett, „Also haben wir beschlossen, bei Einbruch der Nacht zurückzukehren!“

Die beiden Wächter waren nicht mehr da, folglich teilten wir uns wie geplant auf und machten uns daran, das Gelände stichprobenartig umzugraben.

Lange Zeit buddelten wir nur stumpfsinnig vor uns hin. Dann endlich, nach einer gefühlten Stunde, riefen uns einige unserer Gräber zu sich. Wir eilten hinzu, und was wir sahen, erstaunte uns nicht wenig: In den antiken Mauern eines Hauses lagen mehrere Säcke, gefüllt mit Ägyptischen Pfund! Daneben im Sand lag ein kleines, glänzendes Klümpchen, das sich als Bruchstück eines goldenen Reifs herausstellte. Unsere Vermutung hatte sich bestätigt: Diese Männer waren ganz offensichtlich Schmuggler, die ihre Ware – hauptsächlich gestohlenes Kulturgut – hier vergruben, damit es ihre Geschäftspartner später wieder ausgraben und durch Geld austauschen konnten.

Doch die Freude unserer spektakulären Entdeckung wurde rasch gedämpft, als sich uns ein nur allzu bekannter Jeep näherte. Als die Schmuggler uns sahen, und bemerkten, dass wir ihr Versteck entdeckt hatten, schrien sie uns wild entgegen und einige von ihnen zogen Pistolen heraus und schossen in unsere Richtung. Wir packten schnell die Säcke und unsere Schaufeln und ergriffen die Flucht, hetzten durch den Sand zu unserem eigenen Wagen. Kaum waren wir alle drin, trat Omar aufs Gas und wir schnellten vorwärts, knapp bevor uns die Schmuggler erreichten. Wir brausten durch den Sand, holperten über Dünen und Steine – hin und wieder zischte eine Kugel an uns vorbei – in rasendem Zickzack, bis wir wieder die Pyramiden vor uns hatten, und als wir zwischen den Zelten der anderen Forschenden hindurchfuhren, liessen die Halunken von uns ab, aus Angst, beobachtet zu werden.“

„Wurde jemand verletzt?“, fragte Hector besorgt.

„Nein, die Typen konnten nicht sonderlich gut mit ihren Waffen umgehen. Jedenfalls konnten wir ihnen entkommen, und am nächsten Morgen machten wir uns sogleich auf ins Museum, wo man uns zuverlässig den Verlust einiger goldener Relikte schildern konnte. Wir erklärten dem Direktor und dem Kurator des Museums, was wir entdeckt hatten und Omar konnte ihnen eine genaue Beschreibung des Anführers der Bande geben. Der Kurator rief sofort einige pflichtgetreue Polizisten an, während sich der Direktor noch einmal bei uns bedankte und das Geld der Schmuggler einsteckte.“

Abdul und ich waren trotz der unsanft beendeten Grabung recht zufrieden mit unserer Leistung und gönnten uns zur Feier des Tages ein gemeinsames Tässchen Tee.

Leider währte die gute Stimmung nicht lange, denn kaum hatten die Behörden von dem Vorfall erfahren, beschlossen sie auch schon, meine Grabungsgenehmigung fristlos zu widerrufen. Demnach musste ich mich am Tag darauf dann auch schon verabschieden und ins Flugzeug zurück nach London steigen.“

„Tja, das war's!“, schloss Emmett seine Erzählung, „Natürlich bin ich inzwischen noch einige weitere Male in Ägypten gewesen, und habe erneut zusammen mit Abdul im Sand gewühlt, aber dies war mit Abstand mein spannendstes Abenteuer, das ich im Land der Pharaonen erlebt habe.“

„Was ist mit den Schmugglern?“, fragte Hector, „Konnten sie verhaftet werden?“

„Keine Ahnung“, gab Emmett zu und klopfte seine Pfeife aus. „So, ich denke, jetzt sollte ich wohl mal für ein kleines Abendessen sorgen, was Jungs?“

„Auf jeden Fall“, meinte Barry, „Dein Gerede macht mich jedes Mal hungrig!“

„Haha! Na schön, ich hau uns ein paar Eier in die Pfanne!“

3. Preis der Kategorie B

(2. & 3. Klassen)

Sofia Kwiecien (2B)

für

„Das Lied der Vergessenden“

Kategorie B

3. Rang

Sofia Kwiecien (2B) „Das Lied der Vergessenden“

Das *Lied der Vergessenden* von Sofia Kwiecien zeugt von besorgniserregender Aktualität. Die Erzählung kreist um das Leben zweier junger Brüder, die im kriminellen Sumpf einer nordamerikanischen Kleinstadt unterzugehen drohen. Sofia gelingt es in ihrem Text das düstere Milieu und die Aussichtslosigkeit einer ganzen Generation heraufzubeschwören. Die Story bleibt spannend bis zum Schluss. Das obligate *Happy Ending* und die damit einhergehende Realisierung des *American Dream* für den grossen Bruder sind zwar unwahrscheinlich, passen aber in das Setting der Geschichte! Wo sonst als in den USA könnte das alles möglich sein?

Das Lied der Vergessenden

Ich schlenderte über den Kiesweg und blieb vor einem gepflegten blumengeschmückten Grab stehen. Nebelschwaden lagen wie eine wärmende Decke darauf und ich sah einen Jungen um den aus dem Weiß ragenden Grabstein hüpfen, der fröhlich zu lachen begann, als er mich erkannte. Sein kindliches Lachen weckte Glückseligkeit in mir; ich hätte ihm noch stundenlang zuschauen können, doch plötzlich schien das Kind zu verblasen. Seine Silhouette wurde immer weicher, bis die sanften Wölbungen nichts weiter als in der Luft hängende Nebelfetzen waren. Suchend schweifte mein Blick über den Friedhof, in der Hoffnung noch einen letzten Blick auf das Antlitz des Jungen erhaschen zu können; von ihm jedoch fehlte jede Spur.

Stattdessen riss vor mir ein See von Erinnerungen auf, dessen Sog mich in einen endlosen Strudel trieb und mich in die Tiefe zerrte. Ich hatte das Gefühl den Boden unter den Füßen zu verlieren, taumelte für den Bruchteil einer Sekunde lang und hielt mich reflexartig am Stamm einer Kiefer fest. Ihre raue Rinde kratzte an meiner Handfläche und fühlte sich ermutigend stark unter meinem Griff an.

Ich schloss die Augen und tauchte ergeben in den Schwarz-Weiß-Film meiner Kindheit ein, der vor meinem inneren Auge stumm vorüberzog wie eine Ente auf der spiegelglatten Wasseroberfläche eines Teiches.

Dunkelheit legte sich über die US-amerikanische Kleinstadt Rochester. Die Nacht, ein unaufhaltsamer Schatten, verschlang hungrig die renovierungsbedürftigen Fassaden und das verzweigte Gassensystem. Rochester wurde zu einem gähnenden Loch im Schlund der Müdigkeit; die Stadt schien leise zu schnarchen.

Ich lag wach in meinem Bett und sah aus dem Fenster empor zu Billionen von Sternen, die dem Mond in blinkendem Funkeln huldigten. Er jedoch war der König am Himmel; hell, rund und vollkommen ließ er die Regen feuchten Dächer silbrig glitzern. Ein Bild, wie es mich selten zu beeindrucken vermochte.

In der Ferne heulte ein Hund auf, die Sirenen eines Streifenwagens hallten durch die Straßen, die Kirchenglocke schlug Punkt Mitternacht. Mein Alltag begann. Ich vergewisserte mich, dass es im Haus ruhig war und schlug die Bettdecke zurück. Einen Moment saß ich regungslos im matt erleuchteten Zimmer, faltete die Hände, senkte den Kopf und betet für meine Familie und mich. Meine besondere Fürsorge galt meinem acht Jahre jüngeren Bruder. Es war sein erster Arbeitstag und man konnte nie sicher sein, ob es nicht auch der letzte sein würde.

Ich zog mir meine abgetragenen Sachen über und schlüpfte in meine Nicke Sportschuhe, die bald zu zerfallen drohten.

Wir hatten wenig Geld, wenn überhaupt. Meine Eltern waren froh wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben und es kam des Öfteren vor, dass Obdachlose Bürger an unsere Tür klopfen und um Unterkunft bettelten. Mutter bot ihnen gelegentlich ein Stück Brot mit Marmelade an; dies geschah meist um die Weihnachtszeit. Eintreten durfte allerdings niemand. Seit dem das Fotounternehmen Eastman Kodak im Januar 2012 Insolvenz angemeldet hatte, war Rochester kein sicherer Ort mehr und die Leute waren verzweifelt.

Samy schlief noch, sein Atem ging ruhig und in langgezogenen Zügen. Ich rüttelte ihn sanft wach und bedeutete ihm sich ruhig zu verhalten, damit das Baby nicht erwachte. Es hatte eine halbe Ewigkeit gedauert, bis es endlich aufgehört hatte zu schreien und Mutter erschöpft auf dem Sofa im Wohnzimmer eingeschlafen war.

Vater war, wie die meisten Bewohner dieses Ortes, arbeitslos und verbrachte die Abende damit sich in einer Ecke des Hauses zu verkriechen und sich mit stinkendem

Billiggesöff bis zur Gedächtnislosigkeit zu betrinken. Reiner Frust und Willenlosigkeit, so vermutete ich.

Das war der Grund für meine nächtlichen Ausflüge, in die ich zu meinem Bereuen nun auch Samy mit reingezogen hatte.

Abend für Abend schlich ich mich unbemerkt aus dem Haus. Unsere Eltern wussten nichts davon, zumindest war ich eine Zeit lang dieser Überzeugung gewesen. Bis ich bemerkte, welcher Ausdruck in Mutters Augen lag, als ich eines Abends von meiner Arbeit auf dem Bau zurückkam. Ich brachte Geld mit, wenn auch nicht viel; es hielt uns über Wasser.

Mutter schwieg, schnitt dieses Thema nie beim Essen an, doch ich wusste, dass sie von meiner zweiten Tätigkeit Kenntnis besaß.

Als wir vor das Haus traten wehte ein ungestümer Wind stur in unsere Gesichter. Laub fegte über die Straßen und kleine Wassertropfen fielen von den Straßenlaternen, wo sie auf dem Boden Pfützen bildeten. Der Herbst hatte Einzug gehalten.

Ich wickelte den Schal enger und zog die Kapuze tiefer in die Stirn. Mit gesenkten Häuptionen gingen wir des Wegs, darauf bedacht, die dunkelsten und unheimlichsten Abkürzungen zu nehmen. Mein Boss hatte um absolute Diskretion gebeten und es war unklug, sich seinen Befehlen zu widersetzen.

Andauernd sah ich mich um und versuchte in der Umgebung eine bedrohliche Gestalt auszumachen. Jemand, der uns beobachtete oder uns sogar folgte, hätte uns beiden den Garaus gemacht.

Samy lief dicht an meiner Seite. Er fror und zitterte heftig. Ob vor Kälte oder Aufregung war schwer zu deuten. Ich erinnerte mich noch gut an meinen ersten Arbeitstag in dieser Branche. Ich hatte als Lookout-Kid angefangen. Meine Aufgabe war simpel gewesen und bestand lediglich darin nach Polizeiwagen Ausschau zu halten. Meine Karriere nahm ihren weiteren Aufstieg zum Corner-Kid, welches die Weißen aus den umliegenden Vororten mit Waren versorgte. Danach folgten die Distributors, welche die Ware an uns Corner-Kids verteilten und an der Spitze der Hierarchie thronten die Kartellführer. Sie versorgten wiederum die Distributors. Ein komplexer Kreislauf, der einen hohen Preis zu begleichen ersuchte.

Ich wünschte, ich hätte Samy helfen können, hätte ihn vor dem Spiel bewahren können, doch der Wunsch wurde mir verwehrt. Man konnte es fast schon Schicksal nennen.

Schuld überkam mich und einer plötzlichen Eingebung folgend blieb ich unvermittelt stehen, packte Samy an den Schultern und zog ihn an mich. Ich hielt ihn in meinen Armen fest, als ob es das letzte Mal wäre. Mich beschlich die leise Vorahnung, womöglich Recht zu haben, worüber ich diesmal weniger erfreut war, und flüsterte ihm beruhigend ins Ohr: „Hab keine Angst. Du weißt ja: Your big brother is watching you!“

Samys Mundwinkel kräuselten sich und wir gingen zügig weiter. Auf einer minimalen Kreuzung zwischen der Rialto Street, die sich durch ein Häusergrüppchen schlängelte, und der Clinton Avenue nördlich Rochesters, waren wir am Ziel angelangt. Im Schatten der hell leuchtenden Hauswänden lehnte die Gang verborgen an den gestrichenen Zaunlatten und wartete. Beim Näherkommen schlichen dunkle Schatten am Rande meines Blickfelds entlang und schnell stellte ich fest, dass wir quasi umzingelt wurden.

„Jared, ich habe kein gutes Gefühl bei der Sache“, raunte Samy mir mit belegter Stimme zu. Ich mustere ihn ermahmend. Bevor wir uns zum Arbeiten begeben hatten, hatte ich ihm nachdrücklich erklärt, keine Angst in seine Gesichtszüge fließen zu lassen. Diese Männer, alle Teil der größten schwarzen Gang in der Umgebung, waren wie hungrige Kojoten. Sie wetzten sich die Zähne, lechzten nach heißem dunkelroten Blut und sobald sie den Angstschweiß witterten, fielen sie über einen her und zerrissen ihn in Stücke.

„Der Kleine postiert sich dort drüben an der Straßenecke und die anderen an den um-

liegenden“, erklärte das Oberhaupt der Gang und wies mit dem Finger auf Samy, zwei andere Kids in seinem Alter und den dazugehörigen Posten.

Ich stieß Samy leicht in den Rücken und er rannte davon.

„Die übrigen... Verpisst euch!“

Das war eine klare Ansage. Ich bezog mit Bud, Mike und Gerald, drei meiner Arbeitskollegen, am vereinbarten Treffpunkt Stellung. Bud nahm einen Umweg und holte die Ware aus den nahegelegenen Verstecken. Dann warteten wir.

In der Zwischenzeit hielt ich nach Samy Ausschau und entdeckte ihn hinter einem Baumstamm. Erleichtert atmete ich auf und widmete mich mit voller Konzentration meiner Aufgabe. Das Warten war immer am Schlimmsten. Ungewissheit über den Ausgang des heutigen Ereignisses plagte mich. Angereichert mit der Sorge um Samy, der an dem Baum klebte und sich nicht rührte, und garniert mit den bitteren Wurzeln meiner Angst, ergab diese Situation einen genießerischen Gaumenschmaus, der einen bitteren Nachgeschmack hinterließ.

„Sie kommen“, informierte Gerald, der müde in westliche Richtung blickte, aus der ein brauner Toyota Nippon-Mustang-Celica im Schrittempo anrollte. Ich spürte, wie sich meine Kehle zuschnürte und schluckte krampfhaft.

Die Insassen waren weißer, sogar äußerst blasser, Hautfarbe, übersät von Piercings und Tattoos und der Beifahrer hielt ein furchteinflößendes Gewehr aus dem Fenster. Offenbar wollte er sicherstellen, dass man mit ihm keine krummen Sachen abzog.

Wir hielten den Stoff bereit und lösten uns aus dem Schatten. Der Wagen stoppte; der Motor blieb am Laufen und schwängerte die Luft mit oxidierenden Abgasen. Ich rümpfte die Nase angeekelt und überreichte ihnen die gewünschten Drogen, darunter Kokain, Crack und Cristal Meth. Mit geschultem Auge begutachteten sie die Ware sorgfältig und wir erhielten im Gegenzug zweihundertfünfzig US-Dollar in bar. Das lag weit unter dem vereinbarten Betrag, doch es war klüger den Mund zu halten, was Mike offensichtlich entfallen war.

„Das ist zu wenig“, protestierte er, woraufhin wir ihn verächtlich musterten. Vorsicht war nun geboten. Solche korrupten Irren schreckten vor nichts zurück und Ausnahmen waren unter ihrer Würde. Hinzu kam, dass man sie extrem schnell reizen konnte, man musste nur wissen wie.

„Was hast du gesagt du kleine Ratte?!“, fauchte der Fahrer, ein überaus großer Mann mit überaus großer Knarre und überaus großem Potential anderen Menschen skrupellos das Leben auszuhauchen.

Mike schluckte, fasste jedoch neuen Mut und wiederholte eine Spur lauter als notwendig seine Worte. „Das ist zu wenig. Der Boss hat fünfhundert gesagt und nicht...“ Weiter kam Mike nicht. Ein schallender Schuss unterbrach ihn und er sackte leblos in sich zusammen. Ich rannte davon, gefolgt von Bud und Gerald. Weitere Schüsse wurden abgefeuert verfehlten uns aber glücklicherweise. Schnell versteckten wir uns zwischen den Häusern und beobachteten die Straßen mit Bedacht. Im Schatten waren wir für unsere Verfolger unsichtbar. Dennoch war keine Zeit sich auszuruhen. Ständig mussten wir ein wachsames Auge haben unsere Schwäche war mehr als fehl am Platz. Unruhig schnellten unsere Köpfe in alle Himmelsrichtungen und wir horchten in die Nacht hinaus.

Ich warf einen besorgten Blick zu Samys Versteck. Wir waren ihm genau gegenüber und ich konnte ihn immer noch am Baum stehen sehen.

Der braune Toyota bog in die Straße ein und blieb an deren Beginn stehen. Ich hörte Männerstimmen. Eine Autotür wurde geöffnet und Schritte knirschten über den Asphalt. Die Männer sahen sich um, die Waffen schussbereit.

Ich hoffte inständig, Samy würde sein Versteck nicht verlassen. Er schaute in meine Richtung und ich gab ihm ein Zeichen sich ruhig zu verhalten. Leider verstand er mich

nicht. Und ich versuchte verzweifelt es ihm auf jegliche humane Art und Weise deutlich zu machen, doch es war zu spät. Etwas hatte Samys Aufmerksamkeit erregt. Er sah nach links und ich folgte seinem Blick. Ein Polizeistreifenwagen tauchte hinter den weißen Männern auf. „Oh nein!“, entfuhr es mir.

Seine Aufgabe gut erfüllen wollend, schoss Samy hinter dem Baum hervor und brüllte in meine Richtung. „Achtung Polizei!“

Ohrenbetäubende, in meinem Kopf dröhnende Schüsse durchschnitten zischend die Luft und bohrten sich in das Fleisch eines acht-jährigen unschuldigen Kindes. Mitten auf der Straße fiel Samy wie ein Sack Kartoffeln zu Boden. Die Männer verzogen sich rasch und höhnisch lachend, Bud und Gerald sprinteten um ihr Leben und ich stand versteinert auf dem Gehweg wie eine Statue. Ich keuchte, ohne meinen Puls in die Höhe getrieben zu haben. Schwitzte, obwohl die Temperatur spürbar unter null lag und empfand Leere, wie sie sonst einzig ein Geist hätte wahrnehmen können. Die Zeit schien still zu stehen; Grabesstille breitete sich aus und ich war wie in Trance. Vollkommen losgelöst und einem schwarzen Loch näherkommend.

Ungeachtet der Polizei stolperte ich auf die Straße und fiel vor meinem Bruder auf die Knie. Er lag in einer dunkelrot schimmernden Blutlache; seinem Blut. Kraftlos formten seine Lippen die Worte: 'Hol' mich hier raus, Jared. Ich möchte frei sein.' Dann streckte der Tod seine kalten, knöchigen Finger nach ihm aus und der letzte Funke in seinen Augen erlosch.

Vier Kugeln hatten ihn getötet. Zwei am Bauch, eine am Hals und die Letzte an seinem Herzen. Seine Augen starrten schreckgeweitet ins Leere. Zerbrechlichkeit zeichnete seinen Leib.

Ich beugte mich über ihn und heiße Tränen kullerten über meine Wangen. „Es tut mir Leid Samy“, schluchzte ich. „Es tut mir so unendlich leid! Bitte vergib mir!“

„Du! Weg da und Hände über den Kopf!“, schrie ein Polizeibeamter und zerrte mich von Samy weg.

„Nein!“, kreischte ich. „Samy! Du wirst frei sein, das verspreche ich!“ Ich wiederholte die Worte noch einmal flüsternd und blickte geistesabwesend in die Finsternis.

Ich zündete die Kerze auf seinem Grab an und trat zurück. Jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, erinnerte ich mich an vergangene Zeiten.

Die Polizei verhaftete mich und setzte mich zahlreicher Verhöre aus. Ich erzählte ihnen, was sie wissen wollten und saß meine Strafe brav zwei Monate im Jugendgefängnis ab.

Zur Beerdigung wurde ich entlassen und konnte ihr beiwohnen in bodenloser Trauer und Schuld. Rochester hatte ihren Tribut gefordert.

Obwohl meine Eltern wussten, wie ihr kleiner Sohn aus dem Leben entrissen worden war, hatten sie mir keine Schuld dafür gegeben. Und ich war ihnen dessen mehr als dankbar.

Von diesem Moment an, änderte sich mein Leben Grund auf. Ich stieg mit Mühe aus der Gang aus; einmal drin, gab es schier keinen Ausweg zu entrinnen. Es sei denn man hatte ein gutes Druckmittel und Scharfschützen im Rücken. So erhielt jeder einzelne von ihnen, was er verdient hatte und ich konnte mich auf meine Zukunft konzentrieren.

„Tja, Samy und das ist aus mir geworden.“ Ich breitete die Arme aus und drehte mich demonstrativ einmal um die eigene Achse. „Ein Anzugträger bei der Bank. Endlich kann ich dir deinen letzten Wunsch erfüllen. Ich nehme dich mit nach New York, was hältst du davon? Es wird dir gefallen. Mutter und Vater sind auch schon dort und suchen dir einen

schönen Platz aus, von dem du einen atemberaubenden Ausblick auf den Sonnenuntergang haben wirst.“

Ich kniete nieder, küsste meine Finger und drückte sie anschließend auf den Grabstein.

„Ich werde dich nie vergessen, Samy. Und denk immer dran: Your big brother is watching you!“

Mit diesen letzten Worten drehte ich mich um und lief zurück zu meiner Frau, das Lied der Vergessenden summend. Es war unser Lied. Das Lied meines Bruders und mir. Ich sang es Tag um Tag, sobald mich die ersten Sonnenstrahlen aus den weichen Falten meines Bettes kitzelten.

Ein Lied, das die Vergessenden daran erinnerte nicht zu vergessen.

1. Preis der Kategorie C

(4. & 5. Klassen)

Désirée Varonier (4E)

für

„Für Elise“

Kategorie C

1. Rang

Désirée Varonier (4E) „Für Elise“

Für Elise hat einen so starken Sog, dass es weh tut. Désirée Varoniers Text schafft es den Leser in Atemlosigkeit zu versetzen. Die ausgezeichnet gewählten sprachlichen Bilder und die feinen Beschreibungen der Autorin schaffen ein Gefühl von Echtheit, das über die Lektüre hinweg erhalten bleibt. Der Schauer und das Entsetzen hallen nach. Désirée hat einen eindrucksvollen Text geschaffen, der durch seine Dynamik überwältigt.

Für Elise

Still lief sie die menschenleere Strasse entlang. Die Abendsonne war gerade dabei hinter den Bergen zu verschwinden. Eine eiskalte Herbstbrise zerrte unermüdlich an ihrer Kleidung. Aber sie spürte die Kälte nicht. Seit mehr als sechs Monaten fühlte sie nichts mehr. Seit mehr als sechs Monaten fühlte sie sich leer. Seit mehr als sechs Monaten war sie eine leblose Hülle. Innerlich war sie tot. Nur ihr Organismus arbeitete noch und hielt ihren Körper am Leben, wenn man diesen Zustand überhaupt Leben nennen konnte. Mit traurigem Blick beobachtete sie die fallenden Herbstblätter. Es war für sie das letzte Mal, dass sie sie würde tanzen sehen. Denn sie konnte nicht mehr. Keine Nacht konnte sie mehr durchschlafen, nicht einen einzigen Tag gab es, wo sie nicht weinte. Es gab für sie nichts mehr, was ihr Leben noch lebenswert machte. Sie war allein.

Sie erreichte ihre Wohnung und schloss die Tür auf. Ihr Handgelenk wurde sichtbar. Es war von unzähligen Schnittwunden bedeckt. Einige davon waren noch vom heutigen Morgen.

Ihr Lebensinhalt bestand darin zu weinen und sich selbst zu verletzen. Freude oder gar Glück kannte sie schon lange nicht mehr. Ihre Freunde hatten sich von ihr abgewandt. Ihre Familie begriff nicht, weshalb sie sich selbst zerstörte. Wie könnten sie auch? Sie hatte ihnen ja nie erzählt, was damals passiert war.

Erneut spürte sie Tränen auf ihren Wangen. An jenem Tag war sie gestorben. Um mit dem seelischen Schmerz fertig zu werden, hatte sie keinen anderen Ausweg gefunden, als ihn mit körperlicher Qual zu bekämpfen. Doch die anfangs kleinen Schnitte mussten grösseren weichen. Die feine Rasierklinge wurde zuerst durch eine unscheinbare Nagelschere und anschliessend durch ein scharfes Küchenmesser ersetzt. Nachdem ihre Arme mit Narben übersät gewesen waren, begann sie, sich an ihren Beinen zu ritzen. Und sobald eine Wunde bloss verheilt war, kratzte sie sie mit ihren Fingernägeln wieder auf.

Doch irgendwann taten die Verletzungen, die sie sich zufügte, nicht mehr so weh wie sie es sich erhoffte. Immer tiefer stürzte sie in ein Loch aus Verzweiflung und Angst. Sie versuchte stark zu sein, aber sie war auch nur ein Mensch.

Heute hatte sie sich entschieden zu gehen und ihrem Leid ein für alle Mal ein Ende zu setzen. Sie sehnte sich nach Erlösung, sie lechzte nach Freiheit und Frieden. Denn für sie war klar, dass sie auf dem Planeten Erde kein Glück mehr finden würde.

Sie setzte sich an ihren Tisch und wollte ihrer Familie einen Abschiedsbrief hinterlassen. Aber sie fand keine Worte. Sie konnte ihnen keine Erklärung auf dem Papier liefern, wenn sie es nie geschafft hatte darüber zu reden. Schweigend starrte sie auf das leere Blatt. Schliesslich schrieb sie mit zitternden Händen eine einzelne Zeile nieder:
Es tut mir leid.

Dann blinzelte sie kurz die Tränen weg, bevor sie in ihr Schlafzimmer ging, ihre Kleidung auszog und gegen ein schneeweisses Nachthemd austauschte. Ein letztes Mal beschloss sie, ihre abgemagerte Gestalt im Spiegel zu betrachten. Ein Aussenstehender würde sie als Engel bezeichnen, mit ihren prachtvollen, blonden Haaren, die ihre Hüften streiften, ihren fesselnden, eisblauen Augen und dem seidenen Nachthemd, das knapp über ihre Knie reichte. Aber auf den zweiten Blick wirkten die lockigen Haare kraftlos und brü-

chig, ihre Augen spiegelten die Hoffnungslosigkeit wider, die sie verspürte und ihr Nachtgewand bedeckte schlaff ihre viel zu bleiche, von Narben gezeichnete Haut.

Sie wandte ihren Blick von der verlorenen Frau im Spiegel ab. Für sie war es ein Abschied für immer.

Sie betrat das Badezimmer und öffnete den Wasserhahn der Badewanne. Müde kniete sie sich daneben und entdeckte ihr Küchenmesser, das auf dem Boden lag. Dieses Messer war ihr engster Freund geworden. Ihr Vertrauter. Es hatte es als einziges geschafft, wenn auch nur für kurze Momente, ihren inneren Schmerz zu lindern. Fast schon machte sie der Gedanke traurig, dass der Tod sie beide bald voneinander trennen würde.

Vorsichtig berührte sie den ansteigenden Wasserpegel. Es fühlte sich angenehm warm an, genau so, wie sie es am liebsten mochte. Seufzend liess sie ihren Kopf auf den Wannenanrand nieder und starrte ins Leere. Der Gedanke, dass bald alles vorbei sein würde, beruhigte ihre aufgewühlte Seele. Es war alles still bis auf das beständige Wasserrauschen und ihrer Stimme, die sie nun erhob, um ihre geliebte Melodie vor sich hinzusummen.

Es war *Für Elise*.

Ihr Lieblingslied, das sie ihm immer am Klavier vorgespielt hatte. Eine relativ simple, aber dennoch zauberhafte Tonfolge, die doch einige musikalische Tücken enthielt. Ihr grösster Traum war gewesen, Konzertpianistin zu werden. Wie oft hatte sie geübt, während er neben ihr gesessen und ihr aufmerksam gelauscht hatte? Sie hatte ihn einst geliebt. Noch immer liebte sie ihn. Sie liebte und hasste ihn zur selben Zeit.

An dem Tag, als er sie vergewaltigt hatte, hatte sie aufgehört Klavier zu spielen. Seit mehr als sechs Monaten hatte sie keine einzige Taste mehr auf ihrem Instrument berührt. Er hatte sie nicht nur als Frau zerstört, er hatte ihr auch das genommen, was sie am meisten von allen geliebt hatte. Der Klang ihres Klaviers. Ihre Musik.

Und trotzdem, auch nachdem er bereits lange fortgegangen war, konnte sie nicht aufhören ihn zu lieben. Ihre Seele hatte er ihr geraubt, aber dennoch vermisste sie ihn und im nächsten Moment verabscheute sie ihn wieder. Sie verachtete ihn für das, was er ihr angetan hatte.

Sie drehte den Wasserhahn zu und atmete ein paar Mal tief durch. Ihre Erlösung war nun so greifbar nah, dass sie beinahe schon glaubte, einen Hauch von Zufriedenheit tief in sich zu verspüren. Sie griff nach dem silbernen Messer auf dem Boden. Ihre Hand zitterte nicht mehr. Sie fürchtete sich nicht.

Mit gleichgültigem Blick hob sie ihren linken Arm über die Badewanne und setzte das Messer daran. Das Blut pulsierte unter ihrer Haut. Mit einer langsamen, gekonnten Bewegung schnitt sie tief und beherzt ihren Unterarm auf. Selbst der stechende Schmerz und das nun herausquellende rote Blut verunsicherte sie nicht. Sie wusste was sie tat.

Einen kurzen Moment besah sie ihr Werk mit einer seltsamen Art von Faszination, dann tauchte sie ihren Arm ins Wasser, welches sich augenblicklich rot verfärbte. Ihr Unterarm pochte qualvoll, als er unvermeidlich die lebensnotwendige Flüssigkeit verlor. Das Messer, das sie noch in der Hand hielt, entglitt ihr und versank im Wasser. Lächelnd legte sie ihren Kopf auf den Wannenanrand und wartete. Es dauerte nicht lange spürte sie

die aufkommende Müdigkeit und sie liess erschöpft ihre Augenlider zufallen. Plötzlich empfand sie keine Furcht mehr, keine Trauer, keine Verzweiflung, keinen Schmerz. Nur innere Ruhe.

Völlig in sich versunken sumgte sie ihr Lied. Sie stellte sich vor, dass sie vor zahlreichem Publikum an einem weissen Konzertflügel sass und jenes Stück spielte.

In dem Moment, als ihr Herz seinen letzten Schlag tat, verstummte auch ihr zarter Gesang und Beethovens Meisterwerk sollte nie mehr aus ihrem Mund zu hören sein. Elise starb in diesem Augenblick.

Zum ersten Mal seit Monaten war sie frei.

Sie war glücklich.

Sie war tot.

2. Preis der Kategorie C

(4. & 5. Klassen)

Alexandra Lengen (4E)

für

„Schattenspiel“

Kategorie C

2. Rang

Alexandra Lengen (4E) „Schattenspiel“

Der Text *Schattenspiel* von Alexandra Lengen ist der innere Monolog einer von Dämonen geplagten Person. Wie der Titel andeutet, fordert der Text durch die zahlreichen Leerstellen zum Spiel mit den Möglichkeiten heraus. Wer oder was sind die Dämonen die Hauptfigur umtreiben? Dabei erzeugt die Unwissenheit eine gewisse (An-) Spannung bei den Lesern. Der gekonnte Umgang mit sprachlichen Mitteln, vor allem auch die hervorragende Bildersprache von Alexandra Lengen überzeugen die Jury.

Schattenspiel

Das Schlimmste ist die Dunkelheit. Wenn sie über die Welt hinein bricht, suchen sie mich heim. Alle zusammen, die sonst keine gemeinsame Sache machen, da einer grausamer zu sein glaubt, als der andere. Doch dies nur, wenn die Helligkeit des Tages alles in reines, gleissendes Licht taucht. Nachts schliessen sie sich nämlich zusammen, sie und jede ihrer kleinen Grausamkeiten. Zusammen fühlen sie sich stärker, unbesiegbarer im Schatten ihres Verbündeten. Langsam fangen sie an mich zu quälen, steigern ihre Folter mit jeder Nuance des dunkler werdenden Tageslichts.

Und die Nächte werden länger...

Zu Beginn ist alles noch erträglich. Ich spüre sie, doch trauen sie sich nicht, mir ihre ganze dunkle Macht zu demonstrieren aus Angst, ich könnte einen Weg finden, um vor ihnen zu fliehen. Das Ausblenden dieser Schemen geht bis zu einem gewissen Zeitpunkt, man lernt damit umzugehen und sich Dinge einzureden, damit alles nicht so schlimm wirkt, wie es nun einmal ist. Doch mit der Zeit lassen sie sich einfach nicht mehr verleugnen. Sie nehmen Besitz von mir, füllen mich aus, werden eins mit mir und lassen mich meine Ohnmacht spüren, wollen nur Böses säen.

Die Brust wird mir eng. Ich sehe vor lauter Schatten die Welt nicht mehr klar. Meine Gedanken kreisen um Dinge, die ich längst vergessen haben sollte – vergessen haben wollte. Mein Herzschlag beschleunigt sich, kalter Schweiss tritt mir auf die Stirn, durchnässt mich, kühlt mich - schmerzt mich. Ich will nicht mehr alleine sein; ich will niemanden um mich haben; ich will mir Luft verschaffen und alles von der Seele reden und gleichzeitig will ich schweigen, kein Wort über die Lippen bringen, weil ich es doch nicht kann. Sie verbieten es mir, unterwerfen mich ihrem wahnsinnigen Willen, der sich durch Tausende von Jahren unserer Geschichte schlängelt, wie eine Schlange durch das feuchte Unterholz des Urwaldes.

Manchmal reden sie wirt durcheinander. Oft geschieht dies an Tagen, an denen sie einen von uns auf die andere Seite des Flusses befördert haben. Es erfüllt sie mit hämischer Freude, wenn sie die unschuldigen Seelen der Lebenden verwirren, um sie dann orientierungslos über die berühmt berüchtigte, gläserne Brücke zu jagen. Der Weg zurück bleibt für immer unzugänglich, obwohl wir daran glauben, dass es uns eines Tages gelingen wird zurückzukehren, so wie es einem von uns vor langer, langer Zeit einmal gelang.

Der Höhepunkt ihrer Scheusslichkeiten ist so unsagbar grässlich, dass nicht einmal das Wegsehen und Weghören etwas Erleichterung verschafft. Schliesse ich die Augen, so machen sie sich einen Spass daraus, in meinen Kopf zu schlüpfen und vor meinem inneren Auge wild umher zu tanzen. Vielleicht sind sie von Anfang an in meinem Kopf und verlassen diesen von grauer, manipulierbarer Masse gefüllten Schädel nie...

Wenn sie es also auf die Spitze treiben wollen, dann verwandeln sie ihre Gestalt, werden schwärzer als die Nacht, grösser und schwer, so unerträglich schwer... Ihr Gewicht lastet auf meinen Schultern, vernebelt mir die Sinne und erfüllt mich mit tiefer, schmerzlicher Trauer. Tränen treten mir dann in die Augen, wollen als Ventil für diesen tiefschwarzen Rauch dienen, den sie erzeugen, in dem sie sich in der Gestalt alter Lokomotiven auf meinen Nervenbahnen fortbewegen. Es schüttelt mich, wenn sie die Axone verlassen und rücksichtslos über Dendriten hinwegdonnern. Sie werden immer schneller und jagen sich selber in ungelenker Form immerfort über die gleichen Stellen, dass der Schmerz in mir nur so wütet. Mit jeder weiteren Beschleunigung ihrer bereits rasenden Geschwindigkeit wird es dunkler um mich und das Bewusstsein droht mir zu entweichen. Ganz fest presse ich meine Augenlider zusammen bis farbige Funken wie ein Feuerwerk das gesamte Szenario vor meinem inneren Auge erleuchtet. Nichts als Chaos herrscht in mir und ihr schadenfrohes Gelächter hallt in meinen Ohren wider. Mit jeder Faser meines Seins erschne ich das Ende dieser Hölle herbei.

Und die Tage werden wieder länger...

Das Schönste ist die Helligkeit. Wenn sie über die Welt hinein bricht, lassen sie nämlich von mir ab. Alle einzeln, die sich sonst ihrer Sache so sicher sind, büssen ihr Selbstvertrauen ein und stieben nach allen Seiten davon. Doch dies nur, wenn die Schatten der Nacht sie aus ihrer Obhut entlässt und sie widerwillig dem Licht ausgeliefert werden. Tagsüber verlieren sie sich nämlich in der Helligkeit, sie und mit ihnen all ihr Hohn. Einzeln fühlen sie sich schwächer, kraftloser in den Klauen ihres Feindes. Langsam fangen sie an mich in Frieden zu lassen, schwächen ihre Misshandlungen mit jeder Nuance des heller werdenden Tageslichts weiter ab.

Und irgendwann werde ich sie selbst in der Dunkelheit zu zähmen wissen – meine Dämonen der Nacht mit ihrem Tanz der Schatten.

3. Preis der Kategorie C

(4. & 5. Klassen)

Sarah Jungius (4B)

für

„Das rote Fotoalbum“

Kategorie C

3. Rang

Sarah Jungius (4B) „Das rote Fotoalbum“

Der Text von Sarah Jungius namens *Das rote Fotoalbum*, besticht vor allem durch das sprachliche Handwerk der Autorin. Durch ihr erzählerisches Geschick lässt Sarah den Leser unmittelbar am Geschehen teilhaben. Auch wenn der Verlauf der Geschichte wenig überraschend daherkommt, folgt man der Story gerne bis zum Ende. Das rote Fotoalbum ist ein flüssig geschriebener Text, der anspricht.

Das rote Fotoalbum

Ein etwa 15 Jahre alter Junge lief mit einem dicken Buch unter dem Arm aus dem Haus und legte sich in die Hängematte, die im Garten zwischen zwei hohen Bäumen aufgespannt war. Es war heiss, doch zwischen den Bäumen, die reichlich Schatten spendeten, herrschten angenehmere Temperaturen. Schnell vertiefte sich der Junge in seine Lektüre und bemerkte nicht, dass sich seine Zwillingschwester Sophia zu ihm gesellte. Sie setzte sich schweigend ins Gras und beobachtete ihren Bruder Benjamin. Im Haus regte sich etwas. Als Sophia zum Fenster schaute, verschwand das kleine Gesicht schnell wieder hinter dem Vorhang, um nur Momente danach wieder zu erscheinen. Das fünfjährige Mädchen, das eben aus noch aus dem Fenster geblickt hatte, lief mit ihrem Teddybären zu den beiden und gesellte sich zu ihnen. Sie zeigte auf die bunten Wiesenblumen. Sophia verstand, pflückte von den schönsten und begann, einen Blumenkranz zu flechten. Als sie fertig war, setzte sie diesen der kleinen Lena auf und lächelte sie an. Diese nahm auf Sophias Schoss Platz und begann, etwas zu erzählen. Sophia versuchte zu verstehen, aber es fiel ihr wie so häufig nicht leicht, denn Lena war taub und hatte deshalb grosse Mühe mit dem Sprechen.

Die Sonne stand am Horizont und tauchte den Garten in goldenes Licht, als Lena aufstand und wieder zurück zum Haus lief. Benjamin hatte mittlerweile ein Blatt, das von einem der Bäume gefallen war, als Lesezeichen zwischen die Seiten seines Buches gelegt und sich in der Hängematte aufgesetzt. Nachdem Lena im Haus verschwunden war, drehte sich Sophia zu ihm um. „Ich habe etwas gefunden, Benjamin“, sagte sie. Er schaute sie an. „Was denn?“ Sophia hielt ihm ein kleines rotes Fotoalbum hin. Benjamin blätterte es flüchtig durch und fragte dann: „Und, was soll das sein?“

Enttäuscht begann Sophia zu erklären. „Das Foto auf der ersten Seite! Das ist ein Foto von uns. Nicht irgendein Foto. Da sind wir beide drauf, und im Hintergrund ist das Waisenheim, aus dem uns Mama und Papa geholt haben.“

Benjamin verstand und schaute sich das Foto noch einmal genauer an. Ein zweistöckiger Altbau, der Putz an mehreren Stellen abgeblättert, über dem Eingang ein Schild: ORPHANAGE.

Die beiden waren als Kleinkinder adoptiert worden. Bald danach war die Familie aus England in die Schweiz übergesiedelt. Nachdem sie auch hier mehrfach umgezogen waren, war das Album in einer Kiste geblieben, so dass sie es nie zu Gesicht bekommen hatten. Ihre Adoptiveltern waren ihnen liebevolle Eltern, die Geschwister fühlten sich wohl, und es ging ihnen gut. In letzter Zeit hatten die beiden dennoch immer wieder über ihre Herkunft nachgedacht. Besonders Sophia fragte sich immer wieder, weshalb ihre leiblichen Eltern sie fort gegeben hatten. Es war die Zeit kurz nach Lenas Geburt, in der sie sich derartige Fragen das erste Mal bewusst stellte. Nicht nur die Eltern freuten sich auf das lang ersehnte und dennoch unerwartete eigene Kind. Auch Sophia und Benjamin hatten die Geburt kaum erwarten können. Doch dann nahm die Kleine viel Aufmerksamkeit in Anspruch, so dass die Geschwister sich manchmal zurückgesetzt fühlten. Sophia hatte im Unterdach ein paar noch nicht ausgeräumte Kisten gefunden. In einer dieser Kisten war sie auf das Album gestossen. Es enthielt Bilder aus ihrer frühesten Kindheit, zuletzt ein Gruppenfoto aus dem Kindergarten. Die letzte Seite war leer geblieben.

Die Mutter rief zum Abendessen. Die beiden gingen zurück ins Haus. Sophia nahm das Album mit und legte es, nachdem alle fertig waren, auf den Tisch. Die Eltern schauten zuerst überrascht, erinnerten sich dann jedoch an das kleine, in rotes Leder gebundene Album, dass sie für Benjamin und Sophia als Erinnerung zusammengestellt hatten. Irgendwann war es in Vergessenheit geraten.

„Ich möchte da hin fahren“, sagte Sophia, auf das erste Foto zeigend. Die Eltern waren einverstanden. Schon einmal hatten sie diese Idee gehabt. Es war aber nie dazu gekommen. Nun planten sie, in den Herbstferien für einige Tage nach England zu reisen. Die darauf folgenden Wochen waren geprägt von Vorfreude. Insbesondere Sophia erhoffte sich, vor Ort Genaueres über ihre Herkunft zu erfahren. Aber so einfach sollte es nicht werden.

Herbstferien in Englands Süden. Es regnete. Die fünfköpfige Familie lief durch die Kleinstadt. Sophia hatte ihre Adoptivschwester an die Hand genommen und ging zielstrebig vor den anderen her. Strassenname und Hausnummer hatte sie auf dem Foto gesehen, und sie hatte sich den Weg zum Waisenheim eingeprägt, damit sie sich ja nicht verlaufen würde. Als sie nach links abbogen, schlug Sophias Herz schneller. Sie hielt nach dem alten Gebäude Ausschau, das sie von dem Foto kannte. Doch an dieser Stelle stand die neue Bibliothek der Kleinstadt. Sophia drehte sich zu ihren Eltern und Benjamin um und sah die Enttäuschung, die sie empfand, auch in den Gesichtern ihrer Familie. Der Vater ging voraus und trat in das moderne Gebäude ein. Die anderen folgten ihm. In der Nähe des Eingangs sass ein grauhaariger Herr an einem Schreibtisch. Als sie näher traten, legte er das Buch, in das er vertieft war, auf die Seite und nahm die Brille mit den runden Gläsern von seiner Nase. Freundlich blickte er die Neuankömmlinge an. „Good morning“, sagte er mit tiefer Stimme, „can I help you?“

Die Mutter erklärte ihm, weshalb sie gekommen waren. Der Bibliothekar berichtete, das Waisenheim sei vor einigen Jahren geschlossen, und kurz danach abgerissen worden. Er sagte, dass einige Dokumente im Archiv der Bibliothek gelagert seien und bot an, nachzusehen. Sie sollten in zwei Tagen noch einmal vorbei kommen. Benjamin und Sophia schauten sich enttäuscht an, denn das Waisenhaus war ihr einziger Anhaltspunkt. Waren sie umsonst so weit gereist?

Wie vereinbart kam die Familie zwei Tage später zur Bibliothek zurück. Der Bibliothekar hatte ein Buch bereit liegen, in welchem die ehemaligen Bewohner des Waisenheims aufgelistet waren. Er hatte die Seite, auf der Sophia und Benjamin eingetragen waren, aufgeschlagen. Neben ihren Namen stand, wann sie von ihren jetzigen Eltern abgeholt worden waren. In der dritten Spalte war der Name der Mutter angegeben. Am Rand der Seite war ein Stück des Papiers abgerissen, so dass der erläuternde Vermerk unvollständig war: „Mutter ... , Vater unbekannt ... , Eltern der Mutter ... kennt / Nachforschung ...“

Sie verliessen die Bibliothek. Sophia war niedergeschlagen und hatte grosse Mühe, ihre Gefühle zu verbergen. Es hatte aufgehört zu regnen, doch es war sehr windig. Sophia war in Gedanken versunken und merkte nicht, dass sie auf die Strasse trat. Quietschende Bremsen weckten sie aus ihrer Trance, aber es war bereits zu spät. Sie hörte den Schrei ihrer Mutter, sie spürte die Wucht des Aufpralls, den Schmerz. Um sie herum wurde es dunkel.

Stimmen redeten wild durcheinander. Eine Tür fiel ins Schloss. Sophias Kopf dröhnte. Sie spürte stechende Schmerzen in ihrer rechten Flanke. Als sie ihre Augen öffnete, blickte sie in eine Lampe, die den Raum unnatürlich hell beleuchtete. Rasch schloss sie die Augen wieder und schief ein. Als sie die Augen wieder öffnete nahm sie schemenhaft Personen in weissen Kitteln wahr. Eine Krankenschwester hatte bemerkt,

dass sie zu sich gekommen war und wendete sich ihr zu. Sie fragte Sophia nach ihrem Befinden und versicherte ihr, dass nichts Schlimmes passiert sei. Sie hatte sich drei Rippen gebrochen und einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf erhalten, als sie auf dem Asphalt aufgeprallt war.

Als Sophia das nächste Mal erwachte, befand sie sich in einem anderen Zimmer. Das Licht war nicht so grell. Sie lächelte, als sie die Hand ihrer Schwester Lena spürte, die über ihre Haare strich. Ihre Eltern waren erleichtert, dass der Tochter nichts Ernsthaftes passiert war. „Kannst du nicht aufpassen?“, fragte Benjamin seine Schwester. Sophia durfte sich von ihm den Unfallhergang detailliert anhören. Zum Abendessen gab es: Brot, Tee, ein bisschen Salat und Obst. Sophia ass ein wenig, liess das meiste jedoch unangerührt auf dem Tablett liegen. Bald danach legte sie sich schlafen.

Zwei Tage später wurde eine ältere Dame, die sich als Kathleen vorstellte im selben Zimmer untergebracht. Sie war gestürzt und hatte sich eine Schulter ausgekugelt. Sophia ging es inzwischen schon wieder viel besser und so unterhielt sie sich lange mit ihren Eltern und Geschwistern. Diese nutzten die Zeit, die sie nicht im Krankenhaus verbrachten, um die Kleinstadt zu erkunden. Lena brachte ihrer Schwester Steinchen und Ähnliches mit, die sie unterwegs eingesammelt hatte. Benjamin verbrachte so viel Zeit wie möglich in der Bibliothek und war auch im Krankenhaus meistens in Bücher vertieft. Sophia wurde wehmütig und hätte das Krankenhaus am liebsten sofort verlassen.

Nachdem am Abend alle Besucher gegangen waren, kamen Kathleen und Sophia ins Gespräch. Sophia erzählte von ihrem Unfall. Plötzlich rollten ihrer Zuhörerinnen Tränen über die Wangen. Rasch wischte sie sie mit einem Stofftuch weg. Kathleen berichtete, dass ihre Tochter bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. „Doch eigentlich kannte ich sie gar nicht“, fuhr sie fort. Nach einer Pause setzte sie zu einer Erklärung an. „Es ist schon lange her, sehr lange, aber es lässt mich trotzdem nicht los. Ich war gerade 16, als ich ein Kind erwartete. Ich war überfordert, ich wusste nicht, wie ich mit meiner Situation umgehen sollte. Meine Eltern redeten auf mich ein, ein Kind in diesem Alter würde mir meine Zukunft verbauen, und so gab ich das Mädchen gleich nach der Geburt schweren Herzens zur Adoption frei. Immer wieder musste ich an sie denken, besonders an ihren Geburtstagen. Jahre später lernte ich meinen Mann kennen. Er hat mich sehr dabei unterstützt, meine Tochter ausfindig zu machen. Die Gesetze sahen eine Kontaktaufnahme jedoch nicht vor; so blieben wir leider lange erfolglos. Vor ein paar Jahren schliesslich bin ich auf eine Spur gestossen. Ich habe erfahren, dass meine Tochter durch einen Autounfall ihr Leben verloren hatte. Nachforschungen ergaben, dass sie damals zwei kleine Kinder hatte, ein Zwillingspärchen.“ Sie begann zu schluchzen. „Das tut mir schrecklich leid für Sie“, sagte Sophia; dann fragte sie schüchtern: „Wissen sie denn irgendetwas über ihre Enkel?“

„Sie müssten jetzt etwa 15 sein“, antwortete Kathleen. „Bei einem Jugendamt konnte ich kurz in ein Dokument blicken, das offen auf dem Tisch des Beamten lag. Ich las den Namen Benjamin Miller, bevor er das Buch wegzog und zuschlug. Eine Familie Miller hatte meine Tochter adoptiert“.

„Miller? Ich hiess Miller.“ Sophia stand langsam auf. Sie trat an Kathleen heran und sah in ihr Gesicht. War das ihre Grossmutter? War das das Ziel ihrer Reise? Es blieb ganz still. Kathleen brauchte keine nähere Erklärung. Sie blickte Sophia an. Sie glaubte Ähnlichkeiten zwischen sich selbst und dem Mädchen zu erkennen. Erneut traten Tränen aus ihren Augen. Freudentränen. Grossmutter und Enkeltochter umarmten sich.

Im folgenden Frühjahr reiste die Familie erneut nach England. Die Sonne schien und beleuchtete Kathleens Garten. Die Kuchenteller, die auf dem Gartentisch standen, waren bereits leer, und während die Erwachsenen sich bei einer Tasse Tee unterhielten, spielten die Kinder verstecken. Kathleen hatte ihre Verwandten eingeladen. Sophia und Benjamin lernten die Halbgeschwister ihrer Mutter kennen, die jeweils wieder Kinder hatten. Auch Lena wurde von allen sofort als Cousine, Enkelin oder Nichte akzeptiert. Sie genoss es, gleichaltrige Kinder um sich zu haben, die mit ihr spielten.

Als der Tag sich dem Ende zuneigte, wurden Familienfotos gemacht. Sophia, Benjamin und Lena standen in der Mitte, Eltern, Grosseltern und weitere Verwandte umrahmten sie. Alle waren glücklich und zufrieden, und so fiel ihnen der Abschied schwer.

Als kurze Zeit später ein Brief von Kathleen, dem einige Familienfotos beilagen, im Briefkasten lag, war die gute Stimmung noch nicht verflogen. Sophia holte das rote Album hervor. Sie blätterte auf die letzte, die leere Seite und klebte eines der Fotos ein. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich noch nie so glücklich gefühlt. Ihre Mutter legte den Arm um sie und lächelte sie an. Sophia sagte: „Danke Mama!“